

Yasemin Schreiber Pekin

Der Fluch des Sonnenmals

**Die Hexe, der Mönch und der Spion
Band Nr. 2**

Yasemin Schreiber Pekin

Der Fluch des Sonnenmals

Historischer Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Yasemin Schreiber Pekin

Titelfoto Loshi, istock

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH, Überseering 33, 22297 Hamburg, bod@bod.de

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-6957-1884-9

Inhaltsverzeichnis

Was bisher geschah	2
Der Fluch des Sonnenmals	3
Personen	292
Glossar	297
Historische Personen	302
Historische Orte und Völker	304
Historischer Hintergrund	307
Karten	310
Weitere Bücher der Autorin	312

Was bisher geschah

(Die Truhe der Schamanin, Band 1 der Reihe)

1209, das Jahr der Schlange: Dschingis Khans Reich wächst unaufhaltsam. Zur Hochzeit seiner Tochter in Karakorum strömen Stämme und Karawanen über die Seidenstraße zusammen.

Die Heilerin und Schamanin Rana flieht mit ihrer schwangeren Tochter Ak-Su vor der Rache einer eifersüchtigen tangutischen Fürstin. In der Wüste Gobi finden sie Unterschlupf in einer verborgenen Höhle – und dort bringt Ak-Su ihre Tochter Su zur Welt.

Doch vor dem Versteck lauert der mongolische Hauptmann Khünbish, ein plündernder Meuterer. Er raubt Ranas Truhe mitsamt ihrem Ritualgewand und ihren Schriftrollen. Rana nimmt die Verfolgung auf, begleitet von ihrer frechen Schneeleopardin Ak-Bala. Unterwegs schließen sich ihr die junge Heilerin Nargiza und die schweigsame vierzehnjährige Kriegerin Asena an. Währenddessen sucht der Spion und Kartenzeichner Lellyn verzweifelt nach Asena. Auch der tibetische Mönch Dawa Rinpoche ist auf Asenas Spur – aus Gründen, die noch im Dunkeln liegen.

Schließlich laufen ihre Wege in Karakorum zusammen, dem Zentrum der mongolischen Macht. Und dort taucht auch die Sänfte der tangutischen Fürstin auf: Hauptmann Li, der Bluthund der Fürstin, hat Ranas Wagen entdeckt und ist ihnen dicht auf den Fersen.

1

Hauptmann Li – 1209, das Jahr der Schlange

Fürstin Pu, Hauptfrau des tangutischen Fürsten Jingsong, streckte den Kopf aus dem Fenster ihrer Sänfte und fächelte sich Luft zu. Es war eine außergewöhnlich hübsche und große Sänfte mit Schnitzereien an den Wänden und vergoldeten Fensterrahmen. Brokatvorhänge, ein Teppich und dicke Seidenkissen machten die Sänfte so gemütlich wie möglich. Die Fürstin hatte sie während der ganzen langen Reise kaum verlassen.

Sie war kurz vor einem Wutanfall. Ihre acht Träger, alle gleich groß und schnittig, waren mitten auf dem Weg stehen geblieben. Sie wurden von jedem Bauerntöpel, jedem Schweinehirten und jedem Kameltreiber überholt. Die Träger wagten nicht, die Sänfte in den rötlichen Staub der Steppe zu stellen, und es war unmöglich, auch nur einen Schritt weiterzukommen. Alle drängten nach Karakorum.

Pu riss die Augen auf.

Da vorn!

Sie kniff sie zusammen und schaute dem Wagen nach, der gerade an ihr vorbeigefahren war. Auf der Seitenwand war ein Hirsch eingraviert, der ihn unverwechselbar machte: der Wagen der Hexe.

Hauptmann Li, der hinter der Sänfte ritt, unterdrückte einen Fluch. Er hatte den Wagen einen

Augenblick vor der Fürstin entdeckt und gehofft, er könnte seinen Auftrag noch beenden, ehe Pu etwas ahnen konnte. Li drückte die Fersen in die Flanken seines Pferdes und wappnete sich für den Wutausbruch seiner Herrin.

Pus makellostes Gesicht war weiß geschminkt, wie es ihrem Rang entsprach. Ihr Stammbaum ließ sich bis zum Göttlichen Weißen Kranich zurückverfolgen. Ihre Ahnen waren edle Nomaden, die das Tangutenreich gegründet hatten. Lis Vater dagegen war ein Bauer, der bis zu seinem Tod den Mist der Schweine zwischen den Zehen trug. In der hintersten Reihe seiner Vorfahren brüllte der Rotgesichtige Affe persönlich.

Li konnte die Augen nicht von Pu abwenden: Ihre Lippen waren zu einer blutroten Knospe geschminkt, das seidige Haar kunstvoll aufgetürmt, der schlanke Nacken frei. Die Augenbrauen waren sorgfältig gezupft und mit Kohlestift nachgezogen. Da sie etwas zu hoch angesetzt waren, wirkte Pu immer leicht erstaunt. Ihm gefiel sie besser, wenn sie zwischen den Bettlaken lag. Verschwitzt, nackt und ungeschminkt, mit aufgelösten Haaren, durch halbgeöffnete Lippen leise stöhnend. Doch auch die förmliche Aufmachung jagte ihm einen Schauer durch den Leib, selbst jetzt, wo sie auf ihn wütend war.

Er trug das lange, braune Gewand und die zwei Schwerter eines hohen Offiziers. Die Stirn war rasiert, das Haar am Hinterkopf zusammengebunden, wie es für die Herrscherschicht üblich war. Wer seine niedere Herkunft erwähnte, endete mit abgeschlagenen Händen

und ausgestochenen Augen. Ausgenommen waren nur der Fürst und seine Gemahlin.

Pu winkte ihn mit dem Fächer heran. Ihr Gesicht ließ unter der dicken Schminke keinerlei Gefühle erahnen, doch ihre Augen schossen tödliche Blitze.

Vor ein paar Monden hatte Li auf ihren Befehl zwei Frauen in den sicheren Tod getrieben. Bei der Hetzjagd hatten Lis Bluthunde einen ihrer Ochsen bei lebendigem Leib zerfleischt. Den Frauen war kein anderer Fluchtweg geblieben als die Gobi.

Mit nur einem alten, lahmen Klepper und dem übrig gebliebenen Ochsen fuhren sie der Hölle entgegen. Li hatte sie nicht verfolgt. Warum auch? Bald hätten sie eines ihrer Tiere schlachten müssen. Blut und Fleisch hätten sie noch zwei, drei Tage länger am Leben gehalten. Die Hexe würde ihre schwangere Tochter töten, um deren Leiden zu beenden. Halb wahnsinnig vor Hunger und Durst würde sie die Zähne ins zarte Fleisch des Ungeborenen schlagen. Selbst damit würde sie die Wüste nicht überleben. Nicht in der heißen Jahreszeit.

Li hatte einige Nächte am Rand der Gobi gewartet. Erst als er sicher war, dass sie nicht mehr zurückkommen würden, hatte er Pu berichtet, dass der Auftrag erfüllt sei.

Und nun standen sie hier. Nicht nur äußerst lebendig, sondern auch noch mit einem Balg. Dem Bastard ihres Gemahls Jingsong, den er mit der Hexentochter gezeugt hatte.

»Li!« Pus Stimme knallte wie ein Peitschenhieb in die Menge.

Nicht »Hauptmann Li«, nur »Li«.

Das Blut schoss ihm ins Gesicht. Er biss die Zähne zusammen, um sie nicht zurechtzuweisen. Sie nannte ihn nur »Li«, wenn sie in seinen Armen vor Lust stöhnte. Sonst war er »Hauptmann Li«. Für alle. Ohne Ausnahme. Li hatte man ihn in einem früheren Leben genannt.

Die Fürstin zischte einen Befehl. Li stieg von seinem Ross. Alle Augen richteten sich auf ihn, als stünde auf seiner Stirn: Bauernsohn.

Pus Hand krampfte sich um den Fächer, bereit, ihm damit ins Gesicht zu schlagen. Rasch beugte sich Li zu ihr hinunter.

»Beruhigt Euch!«, befahl er ihr barsch ins Ohr.

Pus Lippen öffneten sich zu einem stummen Ausruf.

»Ihr Gemahl hat überall seine Spione«, erinnerte er sie daran.

Pu klappte den Mund wieder zu. Der einzige Mensch, vor dem sie Angst hatte, war ihr Ehemann.

»Ich werde sie zu Euch bringen: das Mädchen, den Bastard und die Hexe. Ich verspreche es Euch«, sagte Li ruhiger. Er wartete, bis er sicher war, dass sie sich wieder im Griff hatte. »Du wirst deine Rache sehr bald haben, Pu«, flüsterte er ihr zu.

Pus Name bedeutete Taube. Er neckte sie gern damit, weil sie sich aufplusterte und gurrte, wenn er ihr die

winzigen Füße streichelte. Doch jetzt hatte sie nichts von einem pummeligen Täubchen. Sie glich eher einer Viper, deren Gift noch kalt und zäh im Giftzahn steckte.

Er schwang sich in den Sattel und ließ den Blick über die Menge gleiten. Er fragte sich, ob er sein Versprechen zu voreilig gegeben hatte. Menschen, Reittiere, Herden und Wagen wogten wie eine einzige, lärmende Masse in Richtung Karakorum. Der Wagen der Hexe war längst im Gedränge verschwunden, und die Präsenz der grimmigen mongolischen Soldaten war nicht zu übersehen.

Karakorum war ein von allen Göttern verlassener Fleck in der mongolischen Steppe. Doch Dschingis Khan hatte beschlossen, hier die Hochzeit seiner Tochter zu feiern. Der tangutische Fürst Jingsong hatte es nicht offen gewagt, die Einladung abzulehnen. Doch statt selbst zu kommen, schickte er die zweite Garnitur: seine Frau und seinen Hauptmann. Deutlicher hätte er den Großkhan nicht beleidigen können.

Das Reich der Tanguten erstreckte sich zwischen der tibetischen und der mongolischen Hochebene. An dieser Stelle wurde der Karawanenweg zu einem schmalen Durchgang, und der gesamte Handel zwischen Ost und West floss wie Wasser durch eine Schlucht. Das gab den Tanguten enorme Macht.

»Ich kann es mir leisten, den mongolischen Emporkömmling zu beleidigen«, hatte Fürst Jingsong bei ihrer Abreise behauptet.

Li betrachtete die mongolischen Soldaten stirnrunzelnd und kam zur Einsicht, dass sich der Fürst den Mund zu voll genommen hatte. Die Soldaten ritten in Einheiten

zu je zehn Mann durch die Menschenmenge, bewaffnet mit Krummschwertern und Stöcken. Ihre Gesichter waren hart wie ihre Lederhelme. Li war gegen seinen Willen beeindruckt. Doch das erschwerte sein Vorhaben. Unter der Nase des Großkhans würde er nicht einfach zwei Frauen und ein Kind zum Verschwinden bringen können.

2

Rana – 1209, das Jahr der Schlange

Nur wenige Kamelschritte entfernt zog sich die Karawane der Onguden dahin. Rana hatte sich diesem christlichen Volk vor einiger Zeit angeschlossen. Man nannte sie auch Mauermenschen, weil sie so charmant waren wie ihre unnachgiebigen Stadtmauern. Immerhin boten sie Schutz auf der Reise, doch die Karawane kam quälend langsam voran.

Als sich eine Lücke auftat, lenkte Rana ihren Wagen hinein. Alles in ihr drängte zur Flucht. Die Kamele blökten empört, wichen aber zur Seite, als sie ihnen eine Verwünschung entgegenschleuderte. Ein paar Reiter zischten erschrocken: »Hexe!« und gaben den Weg frei.

Rana mochte es nicht, Hexe genannt zu werden. Sie sah sich als Heilerin und Schamanin. Zur Hexe wurde sie nur, wenn sie einen aufdringlichen Mann in Todesangst versetzen wollte. Doch jetzt galt ihre größte Sorge nicht ihrem Ruf, sondern dem tangutischen Hauptmann Li und der Fürstin Pu in der Sänfte.

»Schau nicht zurück«, flüsterte sie ihrer erstarrten Tochter zu.

Ak-Su trug den Namen von Ranas Mutter, einer großen Schamanin. Vor einem Jahr hatte sich die törichte Sechzehnjährige in einen tangutischen Fürsten verliebt. Der Mann war dreimal so alt wie sie und besaß bereits

eine Schar Ehefrauen und Konkubinen. Doch bisher hatte ihm keine von ihnen ein Kind geschenkt.

Dann kam Ak-Su.

Das war typisch für die Frauen in Ranas Familie: Sie verliebten sich stets in den Falschen, und ein paar Hüftschwünge später trugen sie schon ein Kind im Leib.

Rana hatte die Schwangerschaft noch vor ihrer Tochter bemerkt. Dem Mädchen war ständig übel. Das war der Familienfluch. Die Frauen ihrer Linie wurden in zwei Wimpersschlägen schwanger, kotzten sich neun Monde lang die Seele aus dem Leib und überlebten die Geburt nur knapp, wenn überhaupt.

Ak-Sus Verliebtheit war schon nach der einmaligen, schmerzhaften und demütigenden Erfahrung unter dem schwitzenden Leib des Fürsten verflogen. Sie hatte nur noch Angst. Er würde sie nicht mehr gehen lassen, sobald er von der Schwangerschaft erfuhr. Und was Fürstin Pu, seine Hauptfrau, tun würde, mochte Rana sich gar nicht erst ausmalen.

Rana verschwendete keine Zeit mit Vorwürfen. Sie packte ihre Sachen, doch als sie fliehen wollten, brach in der Stadt eine Ruhrepidemie aus. Der Fürst befand sich auf einem Jagdausflug. Er gab den Befehl, die Stadttore zu verriegeln, und Khara-Khoto, die Schwarze Stadt der Tanguten, wurde von der Außenwelt abgeschnitten. Der Fürst selbst zog sich in seinen Sommerpalast zurück und wartete, bis alles vorbei war.

Es vergingen beinahe sechs Monde. Ak-Sus Bauch war nicht mehr zu übersehen, und sie versteckte sich

meistens im Wagen. Niemand in der Nachbarschaft sagte etwas. Und genau das ließ Rana Unheil ahnen. Sobald sich die Stadttore wieder öffneten, flohen sie aus Khara-Khoto.

Der Vollmond beleuchtete die leeren Gassen. Lediglich ein paar buddhistische Mönche umkreisten noch die glockenförmigen Stupas und murmelten im Schein der Butterlampen ihre Gebete. Die durch Holzbalken verstärkten Stadtmauern aus gestampftem Lehm warfen lange Schatten. Nach Einbruch der Nacht ließ man niemanden herein, doch wenn zwei Frauen verrückt genug waren, hinauszufahren, kümmerte es die Wachen wenig.

Rana nahm die Straße nach Westen, nach Turpan, in die uigurische Oase. Sie kannte das Land, und die Uiguren mochten ihre machtgierigen Nachbarn nicht besonders. Sie würden sie nicht ausliefern. Doch noch bevor sie den Karawanenweg erreichten, bemerkte sie berittene Soldaten, die niemanden passieren ließen.

Kaum hatte Rana den Wagen gewendet, sah sie die Soldaten, die ihr von Osten entgegenritten. Ihr Karren war so wendig wie eine Hochschwangere. Sie lenkte ihn auf einen staubigen Pfad nach Norden, wo die Gobi begann, und trieb die Ochsen vorwärts. Die Tiere schnauften und dampften aus den Nüstern, ohne einen Hauch schneller zu werden.

Sie fuhren die ganze Nacht. Die Reiter folgten ihnen gemächlich, als wären sie auf einem romantischen Ausritt im Mondschein. Ihr Lachen, ihre höhnischen Stimmen und das Bellen ihrer Hunde ließen den beiden

Frauen die Angst in die Glieder kriechen. Als der Morgen graute, erkannte Rana das Banner des Fürsten: einen geflügelten Mönch.

Rana runzelte die Stirn. Warum spielte der Fürst mit ihnen? Sie konnte ihn schlecht fragen. Wütend schnalzte sie mit der Zunge, um die Ochsen anzutreiben. Ohne Erfolg.

Sie hatten ihre Wasserschläuche gefüllt, Trockenfleisch und Dörrobst eingepackt. Doch die Vorräte gingen rasch zur Neige, während sie immer tiefer in die erbarmungslose Gobi vordrangen.

Nach einigen Tagen brachte der Anführer sein Pferd in einen leichten Trab und holte Ranas Wagen ein.

»Sei begrüßt, Hexe!«, rief er mit einem dünnen Lächeln, fast gelangweilt.

Li. Der Hauptmann in Fürstin Pus Garde. Plötzlich ergab alles Sinn. Die Fürstin wollte Ak-Su aus der Welt schaffen, und zwar heimlich und möglichst qualvoll. Der Fürst wusste nichts von Ak-Sus Kind.

Li legte zwei Finger an seine Lippen und stieß einen schrillen Pfiff aus.

Seine Bluthunde zeigten die Reißzähne und knurrten die Ochsen an. Der alte Gaul, der nebenherlief, tänzelte nervös. Noch ehe sie begriffen, was geschah, verbissen sich die Hunde in das Bein eines der Ochsen. Das Tier brüllte, wahnsinnig vor Schmerz und Angst, und schlug um sich. Der Wagen neigte sich mal auf die eine, mal auf die andere Seite. Einen Moment lang hing er in der Luft. Dann krachte er zurück auf den Boden. Die Hunde

hingen am Bein des Ochsen, bis sie es abgebissen hatten. Dann zerfleischten sie den Ochsen, der eine Ewigkeit zum Sterben brauchte.

Während der ganzen Zeit verließ das Lächeln Lis fleischige Lippen nicht. Er piffte die Hunde zurück und ritt davon. Auftrag erledigt.

Doch er irrte sich.

Rana und Ak-Su hatten überlebt und Karakorum erreicht. Nicht nur das: Unterwegs hatten sie Zuwachs bekommen. Die kleine Su, deren Name Wasser bedeutete, war in einer unterirdischen Höhle am Rand der Gobi zur Welt gekommen.

Rana zog die Zügel wieder an. Der scharfe Geruch von Dung, Rauch und Schweiß drang ihr in Mund und Nase. Sie schlängelte sich durch die ongudische Karawane, bis sie den Wagen der jungen Heilerin Nargiza eingeholt hatte. Asena, das schweigsame Mädchen, das wie ein Waldmonster kämpfen konnte, hatte sich auf den Platz neben Nargiza gequetscht.

»Es stinkt hier nach Scheiße von tausend Kamelen!«, rief Asena so laut, dass sich die Soldaten nach ihr umdrehten.

Rana seufzte. Wenn sie mal sprach, nahm Asena kein Blatt vor den Mund. Asena war ein wenig jünger als Ak-Su, Nargiza ein Jahr älter. Unterwegs hatten sich ihnen zuerst Asena, dann Nargiza angeschlossen. Inzwischen waren sie eine richtige Familie. Und genauso

anstrengend. Rana war froh, dass wenigstens ihre neugeborene Enkelin Su noch nicht sprechen konnte.

»Und? Was machen wir jetzt?«, fragte Ak-Su vorwurfsvoll.

Rana hatte keinen Plan. In der Wüste Gobi hatte der mongolische Hauptmann Khünbish, ein Mann Dschingis Khans, ihre Truhe voller Manuskripte und Ritualgegenstände geraubt. Sie hatte seine Spur quer durch die Mongolei bis nach Karakorum verfolgt. Die Hauptmänner, die ihr an die Gurgel wollten, schienen schon Schlange zu stehen.

»Uns einen Lagerplatz suchen«, antwortete sie.

Ak-Su verdrehte die Augen.

Die Hauptwege waren breit genug für Karawanen und Viehherden, doch hoffnungslos verstopft. Ein berittener Soldat winkte ihnen, ihm zu folgen. Rana überlegte kurz, ob sie in der Menge untertauchen sollte, entschied sich aber dagegen. Sie wollte Nargiza und Asena nicht aus den Augen verlieren. Und umgeben von den Onguden wären sie sicherer, auch wenn diese etwa so gesellig waren wie eine Lehmmauer.

Rana folgte Nargizas Wagen, einer kleinen windschiefen Hütte auf Rädern. Nargiza hatte ihn von der ongudischen Heilerin geerbt, bei der sie gedient hatte.

Eine Jakutin zeigte mit dem Finger auf einen Chinesen mit senkrecht hervorstehenden Vorderzähnen. Sie schärfte ihrer schwangeren Tochter ein: »Sieh ihn nicht an, sonst bekommt dein Kind noch einen Affenschwanz!«

Der Chinese stieß den Mann der unhöflichen Jakutin wütend an, sodass er in eine Gruppe von Männern mit Schläfenlocken taumelte. In einem Gemisch aus allen Sprachen zwischen Tyros am Mittelmeer und Turpan im Osten verlangten die Männer nach einem ruhigen Rastplatz, weit weg von allen anderen.

Die mongolischen Soldaten führten die Onguden ungerührt vom ganzen Geschrei in einen Seitenweg. Rana blickte immer wieder zurück, doch weder Hauptmann Li noch die Sänfte waren zu sehen.

Mitten auf dem Weg liefen junge Frauen mit bunten Kopftüchern. Mit Eimern und Schaufeln sammelten sie Dungfladen ein, noch ehe sie auf den Boden klatschten, und lachten jedes Mal schallend, wenn sie zu langsam waren.

Rana und Ak-Su sahen sich an und lachten mit. Entspannter fuhren sie weiter, bis die Soldaten sie schließlich zu einem freien Platz brachten. Neben ihnen schlug ein muslimischer Uigurenstamm sein Lager auf.

Als die Uiguren ihre christlichen Nachbarn bemerkten, ging ein verärgertes Gemurmel durch ihre Reihen.

»Wir wollen nicht neben diesen Schweinefressern lagern!«, rief jemand laut.

Der Uigure, der gerufen hatte, war ein Bogenschütze mit einem unverschämt gut gebauten Oberkörper. Rana erinnerte sich nur allzu gut an ihn aus der Zeit, als sie sich der uigurischen Karawane angeschlossen hatte.

»Ist das nicht der heiße Hengst, zu dem du mal ins Bett gehüpft bist?«, fragte Ak-Su grinsend.

Rana presste die Lippen zusammen. Damals war sie der Einladung in seine Jurte gefolgt. Doch als sie in der nach Fürzen stinkenden Jurte stand, schliefen dort bereits seine drei Bälger, seine schwangere Frau und seine Hexe von einer Mutter eng aneinander gekuschelt.

»Wir essen eben unsere Tiere«, gab ein junger Ongude zurück. »Wir treiben es nicht mit ihnen!«

Der Streit eskalierte, bis die Soldaten die Männer mit Knüppeln auseinandertrieben. Das brutale Vorgehen beruhigte Rana vorerst. Die Soldaten würden nicht zulassen, dass jemand sie ermordete.

Die Mongolen verehrten *Tengri*, den ewigen blauen Himmel, nahmen aber Andersgläubige gelassen bei sich auf. Rana, Ak-Su und Nargiza beteten zu *Yer*, der Mutter Erde, und zu *Su*, dem Geist des Wassers. Und Asena? Rana wusste es nicht. Eigentlich wusste sie überhaupt nichts über sie. Als Rana sie fand, versteckte sie sich in einer Höhle am Rand der Gobi. In ihrer Hand hielt sie noch das blutige Messer, mit dem sie dem mongolischen Hauptmann Khünbish das Gesicht zerschnitten hatte.

»Die Leute sollten sich um ihren eigenen Kram kümmern«, murmelte Ak-Su.

Rana zwängte ihren Wagen auf den Platz zwischen die feindlichen Lager. Eine Schamanin griff man nicht an. Und mitten unter Streithähnen fühlte sie sich vor den Tanguten noch sicherer.

Ak-Bala, die Schneeleopardin, blinzelte mit ihren verschiedenfarbigen Augen, einem blauen und einem grünen, in die Sonne und gähnte ausgiebig. Ak-Bala war

Ranas ständige Begleiterin. Außer Rana konnte niemand sie sehen oder hören, was schade war. Denn ihr Sommerfell mit den rauchgrauen Tupfen war wirklich hübsch, und ihre Bemerkungen waren meist nützlich.

»Übrigens, Schweine«, schnurrte sie und zeigte die Zähne. »Habt ihr nicht auch Hunger?«

3

Lewellyn – 1209, das Jahr der Schlange

Lewellyn atmete die frische Nachtluft ein. Es fiel ihm immer schwerer, einen einsamen Platz für sein Nachtlager zu finden. Die Mongolen hatten ganze Waldstreifen abgeholzt, um Pflöcke für ihre Jurten zu gewinnen, die sie *Ger* nannten, oder um Brennholz zu schlagen. Für die Steppenvölker war die Jurte Heimat. Sie nahmen sie überallhin mit. Tausende von Menschen und Tieren mussten nun in Karakorum unterkommen. Bis vor Kurzem hatte kaum jemand von diesem abgelegenen Fleck Erde am Orchon gewusst. Jetzt sprachen alle davon, als wäre er der Mittelpunkt der Erde. Morgen würde er Karakorum erreichen.

Mit den Tannenzapfen und Ästchen, die das Mongolenheer liegen gelassen hatte, entzündete Lewellyn ein Feuer. Auch im Hochsommer waren die Nächte in der mongolischen Steppe kühl. Er wickelte sich in den Mantel eines Derwischs ein, eine Verkleidung, die ihm längst zur zweiten Haut geworden war. Die Haare und den Bart hatte er erst kürzlich schwarz gefärbt. Seine feuerroten Locken waren zu auffällig, auch wenn sich in letzter Zeit einzelne silberne Strähnen eingeschlichen hatten. Er war etwas über vierzig und immer noch auf der Suche nach ... nach allem, eigentlich.

Viele Männer in seinem Alter suchten nach einem Sinn in ihrem bedeutungslosen Leben. Für Lewellyn jedoch war im Moment die Suche nach Asena dringlicher

als die nach Sinn oder Liebe. Auch wenn er beides gern gefunden hätte.

Seufzend öffnete er die Schnur des schmutzigen Beutels, von dem er sich niemals trennte, und nahm einen rundlichen, weißen Gegenstand heraus.

»Sind wir schon da?«, fragte Dylan, sobald Lewellyn ihn, genauer gesagt, seinen Schädel, auf einen flachen Stein am Feuer gesetzt hatte.

»Bald, Großvater. Karakorum ist nicht mehr weit«, antwortete Lewellyn. »Aber ich glaube nicht, dass es dir dort gefallen wird.«

»Warum nicht? Sie haben ein Gesöff aus vergorener Stutenmilch: *Airag*. Und die Mongolinnen haben schön stramme Ärsche. Das kommt vom vielen Reiten. Ich will mich nicht beklagen.«

»Ich werde dich nicht so oft herausnehmen können.«

»Ich lasse mir schon was einfallen.« Großvater Dylan kicherte zufrieden.

Sie versanken in ein behagliches Schweigen. Das Feuer knisterte, das harzige Nadelholz zischte und knackte. Im flackernden Licht wirkte Dylans Schädel unheimlich lebendig. Zu Lebzeiten war Dylan ein Druide gewesen.

Lewellyn liebte es, seinem Großvater von seinen Abenteuern zu erzählen, und Dylan hörte ihm gespannt zu, als hätte er das nicht alles schon einmal gehört.

»Also: Du hast mit sechzehn deine Unschuld verloren und heultest Rotz und Wasser wegen der Schamanin, während ihr von blutrünstigen Auftragsmördern verfolgt wurdet. Stimmt's?«, bemerkte sein Großvater.

»Hm«, brummte Lewellyn verlegen.

Als Junge war er mit dem Schädel seines Großvaters im Gepäck von Irland bis nach Venedig gekommen. Dort war er dem freundlichen Venezianer Michele begegnet. Am nächsten Morgen war Lewellyn auf einem Schiff aufgewacht, das nach Konstantinopel segelte.

Michele, sein Entführer, war Spion, Kartenzeichner und Bücherdieb. Er schnüffelte leidenschaftlich gern herum und liebte Bücher über alles. Michele wurde zu Lewellyns Mentor, Freund und älterem Bruder. Gemeinsam reisten sie Richtung Osten, von Konstantinopel über Antiochia nach Tyros, wo Michele einen Assassinen-Dolch mitgehen ließ. Versehentlich, wie er schwor. Lewellyn verkleidete sich damals als Mönch des Nestorianerordens. Die roten Locken hatte er sich wegrasiert und versuchte, so gut es ging, seine auffällig grünen Augen zu verbergen.

Der sechzehnjährige Lewellyn verliebte sich in eine Schamanin, die alt genug gewesen wäre, seine Mutter zu sein. Ihm war das egal. Auch dass ihnen ein mordslustiger Assasine an den Fersen klebte, kümmerte ihn nicht. Er glaubte vor Liebeskummer zu sterben, als sie Hals über Kopf von Tyros, der Hafenstadt an der syrischen Mittelmeerküste, nach Damaskus fliehen mussten.

Lewellyn warf einen schmolldenden Blick auf Dylans Schädel. Dann musste er lachen. »So wie du es sagst, klingt es recht erbärmlich, aber so ungefähr war es wohl!«

»Du warst sechzehn«, meinte Dylan nachsichtig.

»Und es war 1182. Das Jahr des Tigers«, sagte Lewellyn. »Der Tiger verführt junge Burschen zu allerlei Dummheiten.« Nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu: »Vielleicht stand auch Rashid, der Assassine, unter dem Einfluss des Tigers. Wer weiß?«

»Wer ist das jetzt schon wieder?«, fragte Dylan.

4

Rashid, der Assassine – 1182, das Jahr des Tigers

Rashid küsste jede seiner drei Brieftauben auf den Schnabel und überprüfte die kleinen Behälter an ihren Beinen. Aus einem Tontopf nahm er Gerste, Hafer, Hanfsamen und Insekten und ließ die Vögel das Futter aus seiner Handfläche picken. Sie würden die Nahrung für den langen Flug brauchen.

Er sollte sie endlich fliegen lassen. Sein Zögern machte alles nur noch schlimmer. Doch er konnte nicht anders. Mit zitternden Händen schloss er den Käfig wieder.

Tauben waren schneller als jeder berittene Bote. Sobald er sie freiließ, würden sie bis nach at-Tanf fliegen, wo die nächsten drei Vögel warteten. Kurz vor Bagdad würde ein weiteres Dreiergespann die Botschaften übernehmen. Erst die vierte Gruppe würde die uneinnehmbare Festung Alamut erreichen. Unterwegs wurden Brieftauben von Wanderfalken gefressen oder von Bogenschützen abgeschossen. Manchmal blieb ihr kleines Herz vor Erschöpfung einfach stehen. Aber es genügte, wenn eine einzige die Festung erreichte. Selbst wenn ein Jäger die Botschaft fand, spielte das keine Rolle. Sie war in der Geheimsprache der Assassinen verfasst.

In vier Tagen würde sie den Meister erreichen: den Alten vom Berg.

Rashid ließ sich auf den Boden fallen und begann zu weinen. Die Botschaft, die er verschicken sollte, war sein eigenes Todesurteil.

Rashid war achtzehn. Seine schwächtigen Schultern ließen ihn jünger wirken, und manchmal stammelte er so sehr, dass er an den Worten zu ersticken drohte. Trotzdem wurde er im Orden geduldet, wahrscheinlich wegen seines Onkels Ismail. Rashid verdankte Onkel Ismail auch seine Narbe. Er hatte seinen Neffen in einem Wutanfall gebrandmarkt. Rashid war damals fünf, erinnerte sich aber immer noch an das Zischen des Fleisches, den Schmerz und den Gestank, als wäre es gestern gewesen. Die Narbe auf seiner Hand ähnelte einer gereizten Königskobra, bevor sie zubiss.

Ismail war eine Legende bei den Assassinen. Vor einigen Jahren hatte er sich in Saladins Schlafzimmer geschlichen. Statt ihm die Kehle aufzuschlitzen, hatte er einen Dolch auf das herrschaftliche Kopfkissen gelegt. Saladin verstand die Botschaft. Er schloss Frieden mit dem Alten vom Berg. Doch inzwischen hatte er den Respekt wieder verloren. Diesmal durfte es nicht bei einer Warnung bleiben.

Der Alte überließ nichts dem Zufall. Die Ermordung Saladins war bis ins kleinste Detail geplant worden. Sinan, ein Assassine, hatte sich in die Leibwache des Sultans eingeschlichen. Jahre hatte er gebraucht, um dessen Vertrauen zu gewinnen. Und nun würde er dank Rashids Dummheit in wenigen Tagen auffliegen.

Sein Onkel hatte Rashid einen wirklich einfachen Auftrag erteilt. Auf dem Basar von Tyros sollte er einem Venezianer einen versiegelten Umschlag zustecken. Dieser würde den Umschlag nach Damaskus bringen und ihn Saladins Leibwächter Sinan zukommen lassen. Den Rest würde Sinan erledigen.

Unter dem weichen Ziegenleder des Umschlags war dessen Inhalt deutlich zu ertasten gewesen. Rashid konnte der Versuchung nicht widerstehen und öffnete ihn. Damit nahm die Katastrophe ihren Anfang. Trotz aller Vorsicht beschädigte er das Siegel, und es sah aus, als hätte ein Vogel darauf geschissen.

Der Umschlag enthielt drei Dolche, so ineinandergesteckt, dass jede Klinge im Griff der nächsten steckte, sowie ein Stück Leinentuch. Sinan sollte den Sultan töten und die Dolche und das Tuch am Tatort zurücklassen. Natürlich hätte er auch ein Küchenmesser nehmen können. Doch diese Symbole nährten die Legenden um die Todesengel von Alamut. Selbst im Orden verbreiteten sie Schrecken.

Rashid sah den Basar von Tyros wieder vor sich. Am Tag zuvor hatte er dort den Venezianer sofort erkannt: Mitte zwanzig, nicht groß, aber kräftig gebaut. Neben ihm stand ein junger Nestorianer-Mönch mit grünen Katzenaugen; zusammen stachen sie aus der Menge wie zwei Orangen in einem Sack Äpfel. Und das sollten Spione sein? Rashid verzog verächtlich das Gesicht.

Er steckte dem Venezianer unauffällig einen Zettel zu, aber sein Ärmel verrutschte, und der Nestorianer sah seine Narbe.

Zurück in seiner Unterkunft griff Rashid zum Haschisch. Als der Venezianer am Abend erschien, fühlte er sich wieder unbesiegbar. Er stammelte nicht mehr, prahlte mit dem geheimen Orden und seinem Auftrag. Der Fremde lachte ihn aus, glaubte ihm offenbar kein Wort. Also zeigte Rashid ihm die Drillingsdolche.

Der Rest versank im Nebel. Am Morgen erwachte er mit rasenden Kopfschmerzen. Die Dolche waren verschwunden.

Inzwischen stand die Sonne hoch im Himmel. Schluchzend wischte er sich Rotz und Tränen aus dem Gesicht und stand auf. Er hebelte ein Bodenbrett auf und holte das Haschisch und eine Pfeife hervor.

Der Alte duldete keine Drogen, auch wenn er selbst das Gerücht von den berauschten Assassinen nährte. Rashid hatte selbst gesehen, wie ein Süchtiger zur Strafe von den Bergklippen springen musste.

Nach dem dritten Zug aus der Pfeife kehrte die Klarheit zurück.

Er musste nach Damaskus reiten und Sinan ähnliche Dolche bringen. Dann würde niemand je von seinem Versagen erfahren.

Er lächelte.

Rashid öffnete den Käfig, löste die Röhrchen von den Taubenbeinen und zerknüllte die Botschaft, die er eben noch hatte senden wollen. Dann schrieb er sie neu, rollte das Pergament ein und befestigte es wieder.

Die Tauben reckten ihre violett-grünlich schimmernden Häse, schlugen mit den Flügeln und schossen in den Himmel.

Den Alten vom Berg würde die Nachricht erreichen, die er von Rashid erwartete: »Auftrag erfüllt!«